

THÉOPHILE GAUTIER
Mademoiselle de Maupin



Roman
Aus dem Französischen übersetzt
von Caroline Vollmann
Nachwort von Dolf Oehler

MANESSE BIBLIOTHEK  DER WELTLITERATUR

Leseprobe

Théophile Gautier
Mademoiselle de Maupin
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,95 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 13. Juni 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Unverblümete Bekenntnisse, homoerotisches Knistern, laszive Spiele im Bärenfell – dieser Roman über eine schwungvolle Dreiecksbeziehung besticht durch seine Freizügigkeit. Er reflektiert zeitlose Themen wie Geschlechterrollen und Identitätskonflikte. Théophile Gautier, der passionierteste Ästhet der französischen Literatur, beherrscht wortgewaltige Tiraden ebenso wie konzise Pointen.

Der junge Edelmann D'Albert schwankt zwischen sinnlosem Aktionismus und dekadenter Lethargie. Sein sehnlichster Wunsch: eine Geliebte. Doch kaum eine Frau könnte seinen verstiegenen Vorstellungen entsprechen. Als er in einem Salon die kecke Rosette kennenlernt, hat er zwar eine Gefährtin für seine sinnlichen Eskapaden. Aber trotz vereinzelter Glücksmomente wird er ihrer schnell überdrüssig. Da tritt der grazile Théodore de Sérannes auf den Plan. Rosette ist ihm sogleich erlegen, und auch D'Albert fühlt sich wie magisch zu ihm hingezogen. Sollte ein Mann seinen Traum von Vollkommenheit erfüllen? Oder verbirgt sich hinter dem androgynen Kavalier eine Mademoiselle? In der aufwühlenden Situation weiß D'Albert nur das Eine: Dieses Geschöpf muss er lieben.

Autor

Théophile Gautier

Théophile Gautier (1811-1872) veröffentlichte ab 1830 Lyrik und Prosa, darüber hinaus arbeitete er als Kritiker. Der vollendete Stilist und aufgeklärte Romantiker entwickelte sich zum bedeutendsten Theoretiker der Literaturbewegung Le Parnasse. Zu

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



THÉOPHILE GAUTIER

Mademoiselle de Maupin

Roman

*Aus dem Französischen übersetzt
von Caroline Vollmann*

Nachwort von Dolf Oehler

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

VORWORT

Eine der absurdesten Erscheinungen der glorreichen Epoche, in der zu leben wir das Glück haben, ist zweifellos das Bemühen sämtlicher Zeitungen, gleich welcher Couleur – rot, grün oder trikolor –, der Tugend wieder mehr Ansehen zu verschaffen.

Die Tugend ist gewiss höchst achtbar, und wir wollen uns keinesfalls despektierlich zeigen, Gott bewahre! Diese gute und ehrwürdige Frau! Wir geben zu, dass ihre Augen durch die Brillengläser genug Glanz erkennen lassen, dass ihre Strümpfe recht gut sitzen, dass sie ihren Tabak mit der denkbar größten Anmut der goldenen Dose entnimmt, dass ihr Hündchen Reverenzen macht wie ein Tanzmeister. Das alles geben wir zu. Wir räumen sogar ein, dass sie für ihr Alter gar nicht so schlecht in Schuss ist und dass sie ihre Jahre mit großer Würde trägt. Sie ist eine sehr angenehme Großmutter, aber sie ist eine Großmutter... Ich finde es natürlich, dass man ihr – vor allem wenn man zwanzig Jahre alt ist – irgend- ein kleines, richtig unmoralisches, richtig heraus-

geputztes, richtig kokettes Ding vorzieht, mit etwas zerzausten Haaren, einem eher zu kurzen als zu langen Rock, aufreizenden Füßen und Augen, leicht erhitzten Wangen, einem Lachen im Gesicht und einem freigebigen Herzen. Selbst die grässlichsten Tugendwächter unter den Journalisten werden diese Meinung teilen; und wenn sie das Gegenteil behaupten, entspricht es sehr wahrscheinlich nicht dem, was sie denken. Eine Sache denken und eine andere schreiben ist eine alltägliche Übung, besonders für tugendhafte Leute.

Ich erinnere mich an den Spott, der vor der Revolution (ich spreche von der Julirevolution) über jenen unglücklichen und unschuldigen Vicomte Sosthène de La Rochefoucauld¹ ausgegossen wurde, der die Roben der Operntänzerinnen verlängerte und mit seinen Patrizierhänden ein züchtiges Pflaster auf die Körpermitte aller Statuen klebte. Der Vicomte Sosthène de La Rochefoucauld wurde seither um Längen übertroffen. Inzwischen ist die Schamhaftigkeit sehr kultiviert worden und hat ein Ausmaß erreicht, das er sich nicht hätte träumen lassen.

Für mich, der ich Statuen nicht an bestimmten Stellen anzustarren pflege, und für alle anderen war das von der Schere des Herrn Beauftragten für die Schönen Künste ausgeschnittene Feigen-

blatt die lächerlichste Sache der Welt. Offenbar hatte ich unrecht, und das Feigenblatt ist eine der verdienstvollsten Vorschriften.

Man hat mir berichtet – und ich weigerte mich, dem Glauben zu schenken, so sonderbar kam es mir vor –, dass es Leute gab, die beim Anblick von Michelangelos Fresko «Das Jüngste Gericht» nichts anderes sahen als die Episode der Ausschweifungen der Geistlichkeit und, laut über die Gräuelp der Verwüstung klagend, ihr Haupt verhüllten!

Diese Leute kennen von der Roderich-Romanze² auch nur die Strophe über die Natter. Wenn es in einem Buch oder in einem Gemälde etwas Nacktes gibt, stürzen sie sich darauf wie das Schwein auf eine Schlammlache und übersehen dabei die prächtigen Blumen und die schönen goldenen Früchte, die überall herabhängen.

Ich bekenne, dass ich dafür nicht tugendhaft genug bin. Dorine, die unverschämte Zofe, darf gerne ihren prallen Busen vor mir zur Schau stellen, und ich werde ganz gewiss nicht mein Taschentuch hervorholen, um diese Brust zu bedecken, die man nicht anschauen soll.³ Ich werde ihren Busen genauso betrachten wie ihr Gesicht, und wenn er weiß und wohlgestaltet ist, werde ich meine Freude daran haben. Ich werde jedoch

nicht Elmires Kleid anfassen, um zu sehen, ob es weich ist, und werde sie nicht in heiliger Wollust gegen die Tischkante drängen wie Tartuffe, dieser armselige Kerl.⁴

Die große Vorliebe für die Moral, die augenblicklich herrscht, wäre höchst lachhaft, wenn sie nicht so langweilig wäre. Jedes Feuilleton wird eine Kanzel, jeder Journalist ein Prediger; es fehlen nur noch Tonsur und Bäffchen. Regen und Moralpredigten liegen in der Luft; vor dem einen und dem anderen schützt man sich, indem man nur noch im Wagen unterwegs ist und mit seiner Pfeife und seiner Flasche in der Hand «Pantagruel»⁵ noch einmal liest.

Herrje! Welch Ausbrüche! Welch Leidenschaft! Wer hat euch gebissen? Wer hat euch gestochen? Was zum Teufel habt ihr nur, dass ihr so laut schreit und dem armen Laster grollt? Was hat es euch getan? Es ist so gutmütig, auskömmlich und will sich nur selbst amüsieren und nach Möglichkeit niemand anderen behelligen. Macht es mit dem Laster wie Serre⁶ mit dem Gendarmen: Umarmt euch, und alles wird gut. Glaubt mir, ihr werdet euch besser fühlen. Ach Gott, meine Herren Prediger, was würdet ihr ohne das Laster machen? Wenn man heute tugendhaft würde, wäret ihr ab morgen aufs Betteln angewiesen!

Schon heute Abend wären die Theater geschlossen. Worüber würdet ihr eure Kolumnen schreiben? Keine Opernbälle mehr, um eure Spalten zu füllen, keine Romane mehr, die ihr zerreißen könntet; denn Bälle, Romane und Komödien sind wahre Satanswerke, wenn man unserer heiligen Mutter Kirche Glauben schenkt. Die Schauspielerin würde ihrem Gönner die Tür weisen und könnte sich nicht mehr für die Lobeshymnen erkenntlich zeigen, die ihr über sie verfasst. Man würde eure Zeitungen nicht mehr abonnieren, würde den heiligen Augustinus lesen, in die Kirche gehen, den Rosenkranz beten. Das alles wäre vielleicht schön und gut; aber ihr würdet gewiss nichts dabei gewinnen. Wo würdet ihr eure Artikel über die Sittenlosigkeit unseres Jahrhunderts publizieren, wenn alle tugendhaft wären? Ihr müsst zugeben, dass das Laster zu etwas gut ist.

Aber heutzutage ist es Mode, tugendhaft und christlich zu sein, es ist eine Pose, die man annimmt; man tritt als heiliger Hieronymus auf wie früher als Don Juan; man ist bleich und ausgezehrt, trägt die Haare wie ein Apostel, bewegt sich mit gefalteten Händen und fest auf den Boden geheftetem Blick und gibt sich ganz bescheiden den Anschein höchster Vollkommen-

heit; man hat eine aufgeschlagene Bibel auf dem Kamin und ein Kruzifix und einen geweihten Buchsbaumzweig über seinem Bett; man flucht nicht mehr, man raucht wenig und kaut nur noch selten Tabak. Damit ist man jetzt Christ, spricht von der Heiligkeit der Kunst, von der hohen Mission des Künstlers, von der Poesie des Katholizismus, von Monsieur de Lamennais⁷, von den Malern der angelischen Schule⁸, vom Tridentiner Konzil, von der progressiven Menschheitsentwicklung⁹ und von tausend anderen schönen Dingen. Manche lassen in ihre Religion ein wenig Republikanertum einfließen – sie zählen zu den merkwürdigsten Typen. Höchst ungezwungen verquicken sie Robespierre und Christus und vermengen mit bewundernswertem Ernst die Geschichte der Apostel und die Dekrete des *heiligen* Konvents – das ist das feierliche Einsetzungswort; andere fügen dem als letzte Zutat einige saint-simonistische Ideen hinzu. Die haben für alles vorgesorgt. Sie sind nicht zu übertreffen. Weiter kann die menschliche Lächerlichkeit nicht gehen – *has ultra metas*¹⁰ ... etc. Sie sind parodistische Herkulesssäulen.

Das Christentum ist durch die grassierende Scheinheiligkeit so en vogue, dass sich selbst das Neuchristentum einer gewissen Beliebtheit er-

freut. Man sagt, es zähle bis zu einem Anhänger, darunter Monsieur Drouineau¹¹.

Eine äußerst merkwürdige Variante des im eigentlichen Sinn moralischen Journalisten ist der Journalist mit weiblicher Verwandtschaft. Dieser treibt die keusche Sittsamkeit bis zur Menschenfresserei oder fast so weit.

Seine Vorgehensweise scheint auf den ersten Blick einfach und unkompliziert, sie ist jedoch ebenso komisch und äußerst erheiternd, und ich glaube, sie verdient es, der Nachwelt erhalten zu bleiben – unseren letzten Nachkommen, wie die Perückenträger des sogenannten *grand siècle*¹² gesagt hätten.

Um als Journalist dieser Gattung aufzutreten, braucht man zunächst ein gewisses Zubehör: zwei bis drei Ehefrauen, einige Mütter, so viele Schwestern wie möglich, ein vollständiges Sortiment an Töchtern und zahllose Cousinen. Des Weiteren ein Theaterstück oder irgendeinen Roman, eine Feder, Tinte, Papier und einen Drucker. Eine Idee und mehrere Abonnenten wären ebenfalls nützlich; aber mit genug Gelassenheit und dem Geld der Aktionäre geht es auch ohne.

Hat man alles beisammen, kann man sich als moralischer Journalist etablieren. Die beiden fol-

genden Rezepte, je nach Bedarf variiert, reichen für die Herstellung von Texten:

*Muster für tugendhafte Artikel
über eine Uraufführung*

«Nach der Blutliteratur nun die Schmutzliteratur; nach dem Leichenschauhaus und dem Bagno nun Alkoven und Bordell; nach von Morden befleckten Lumpen nun von Ausschweifungen befleckte Lumpen; nach... usw.», (in diesem Ton kann man je nach Bedarf und verfügbarem Platz von sechs bis zu fünfzig Zeilen und mehr schreiben), «das ist nur recht und billig. Dahin führen das Vergessen der heilsamen Lehren und die Zügellosigkeit der Romantik: Das Theater ist zu einer Schule der Prostitution verkommen, das man mit einer ehrbaren Frau nur noch zitternd besuchen kann. Im Vertrauen auf einen berühmten Namen wagen Sie sich hin, und spätestens im dritten Akt sehen Sie sich gezwungen, es mit einer völlig verwirrten und verstörten Tochter wieder zu verlassen. Ihre Frau verbirgt ihr Erröten hinter einem Fächer; Ihre Schwester, Ihre Cousine... usw.» (Man kann die Verwandtschaftsbezeichnungen variieren; nur weiblich müssen sie sein.)

Anmerkung. – Einer ging in seiner Sittsamkeit so weit zu sagen: «Dieses Drama werde ich mir nicht einmal mit meiner Mätresse ansehen.» Ich bewundere und liebe ihn dafür; ich schließe ihn dafür in mein Herz wie Ludwig XVIII. ganz Frankreich in seines schloss; denn er hatte den triumphalsten, pyramidalsten¹³, kolossalsten, verblüffendsten Gedanken, den ein Mensch in diesem gesegneten 19. Jahrhundert ersonnen hat, in dem an Ideen, und zumal an komischen, kein Mangel herrscht.

Eine Buchbesprechung ist schnell geschrieben und kann von jedem einigermaßen intelligenten Menschen verfasst werden:

«Wenn Sie dieses Buch lesen wollen, tun Sie es hinter verschlossenen Türen; lassen Sie es nicht auf dem Tisch herumliegen. Wenn Ihre Frau oder Ihre Tochter es aufschlagen würden, wären sie verloren. Dieses Buch ist gefährlich, dieses Buch preist das Laster. Zur Zeit Crébillons¹⁴ hätte es wahrscheinlich an den geheimen Vergnügungs-orten bei den erlesenen Soupers der Herzoginnen großen Erfolg gehabt; aber heute, da die Sitten reiner geworden sind, da die Hand des Volkes das morsche Gebäude der Aristokratie zum Einsturz gebracht hat usw. usw., heute, da... da... da –

braucht jedes Werk eine Idee, eine Idee... eine moralische und religiöse Idee... eine erhabene und tiefe Einsicht in die Dinge, die den Bedürfnissen der Menschheit entspricht; denn es ist beklagenswert, dass junge Schriftsteller dem Erfolg die heiligsten Dinge opfern und ein im Übrigen durchaus beachtliches Talent zu unzüchtigen Schilderungen gebrauchen, die einen Dragonerhauptmann zum Erröten bringen würden (die Züchtigkeit des Dragonerhauptmanns ist, nach der Entdeckung Amerikas, die schönste Entdeckung, die seit Langem gemacht wurde).

Der Roman, den wir hier besprechen, erinnert an «Thérèse philosophe», «Félicia», «Le Compère Mathieu», die «Contes» von Grécourt.»¹⁵

Der tugendhafte Journalist verfügt über unerschöpfliche Kenntnisse, was Schundromane anbelangt – ich wüsste gerne, warum.

Es ist ein erschreckender Gedanke, dass es bei den Zeitungen viele ehrenhafte Gewerbetreibende gibt, die nur über diese zwei Rezepte verfügen, um sich und die vielköpfige Familie, die sie beschäftigen, über Wasser zu halten.

Offensichtlich bin ich die unmoralischste Person in Europa und der ganzen Welt; denn ich finde in den Romanen und Komödien von heute

keine größeren Ausschweifungen als in den Romanen und Komödien von früher, und ich verstehe gar nicht, warum die Ohren der Herren Journalisten plötzlich so jansenistisch empfindlich geworden sind.

Ich denke, selbst der unschuldigste Journalist wird es nicht wagen zu behaupten, Pigault-Lebrun, Crébillon der Jüngere, Louvet, Voisenon, Marmontel¹⁶ und all die anderen Verfasser von Romanen und Novellen würden die zügellosesten und ausschweifendsten Werke gewisser Herren unserer Tage, die ich aus Rücksicht auf ihr Schamgefühl nicht nenne, an Unsittlichkeit – denn sie sind unsittlich – nicht übertreffen.

Wer dies leugnete, müsste schon außerordentlich böswillig sein.

Man halte mir nicht entgegen, ich hätte hier nur wenig oder kaum bekannte Namen angeführt. Wenn ich die glanzvollen und monumentalen Namen nicht genannt habe, so bedeutet dies nicht, dass sie meine Behauptung nicht mit ihrer großen Autorität untermauern könnten.

So verdienstvoll die Romane und Erzählungen Voltaires auch sein mögen, sie sind gewiss nicht sehr viel geeigneter, in den Pensionaten zu den Vesperschnittchen gereicht zu werden, als die unmoralischen Erzählungen unseres Freun-

des Lycanthrope¹⁷ oder auch die moralischen Erzählungen des süßlichen Marmontel.

Was sieht man in den Komödien des großen Molière? Die heilige Institution der Ehe (wie es der Katechismus und die Journalisten nennen) wird in jeder Szene verhöhnt und verspottet.

Der Ehemann ist alt, hässlich und gebrechlich; er setzt seine Perücke verkehrt herum auf; seine Kleidung ist altmodisch; er hat einen Spazierstock mit schnabelförmigem Knauf, eine schnupftabakverschmierte Nase, kurze Beine und einen Wanst, so prall wie ein Geldsack. Er stottert und gibt nur Dummheiten von sich; er macht genauso viele, wie er von sich gibt; er sieht nichts, er hört nichts; seine Frau wird neben ihm geküsst; er bemerkt nicht, was sich abspielt: Das geht so lange, bis in seinen eigenen Augen und in den Augen aller Anwesenden, die darüber höflich erbaut sind und lautstark Beifall klatschen, endgültig und verdienstermaßen feststeht, dass seine Frau ihm Hörner aufgesetzt hat.

Die am lautesten klatschen, stehen am meisten unter dem Pantoffel.

Die Ehe heißt bei Molière George Dandin oder Sganarelle. Der Ehebruch Damis oder Clitandre; sein Name kann nicht süßlich und lieblich genug sein.

Der Ehebrecher ist immer jung, schön, wohlgebaut und mindestens ein Marquis. Bei seinem Auftritt trällert er schon hinter der Szene die neueste Courante; dann betritt er mit ein oder zwei entschlossenen Schritten und der siegessichersten Miene der Welt die Bühne; er kratzt sich mit dem rosigen Nagel seines kokett abgespreizten kleinen Fingers am Ohr; er kämmt sich seine schönen blonden Haare mit einem Schildpattkamm und rückt seine voluminösen Spitzenbesätze am Knie zurecht. Sein Hemd und seine Hose verschwinden unter Nestelriemen und Bandschleifen, sein Umschlagkragen ist von einer tüchtigen Schneiderin gefertigt; seine Handschuhe riechen besser als Benzoe und Zibet; seine Federn haben einen Louisdor pro Stück gekostet.

Wie feurig seine Augen und wie blühend seine Wangen sind! Wie sein Mund lächelt und wie seine Zähne blitzen! Wie weich und sauber seine Hände sind!

Aus seinem Mund kommen nur Artigkeiten, parfümierte Galanterien in elegantem, präziösem Stil und überaus wohlklingend; er hat Romane gelesen und kennt die Poesie, er ist mutig und zieht rasch den Degen, er wirft mit seinem Gold freigebig um sich. Kein Wunder, dass Angélique, Agnès, Isabelle, so wohlgezogen und damenhaft

sie auch sein mögen, es kaum erwarten können, ihm um den Hals zu fallen; der Ehegatte wird regelmäßig im fünften Akt betrogen und kann froh sein, wenn dies nicht schon im ersten passiert.

So ging Molière, eines der größten und bedeutendsten Genies aller Zeiten, mit der Ehe um. Glaubt man, die Anklagen in «Indiana» und «Valentine»¹⁸ seien sehr viel schonungsloser?

Die Vaterschaft wird, wenn dies überhaupt möglich ist, noch weniger respektiert. Man betrachte Orgon, man betrachte Geronte, man betrachte sie alle.

Wie sie von ihren Söhnen bestohlen und von ihren Dienern geschlagen werden! Wie erbarmungslos und ohne Rücksicht auf ihr Alter man ihren Geiz und ihre Starrköpfigkeit und ihre Dummheit bloßstellt! Welch derbe Scherze! Welch Täuschungsmanöver! Wie man sie mit den Ellbogen aus dem Leben drängt, diese armen Alten, deren Tod auf sich warten lässt und die ihr Geld nicht herausgeben wollen! Wie man über das endlose Leben der Verwandten redet! Was für Plädoyers gegen das Erbrecht gehalten werden, und um wie viel überzeugender sie sind als alles Wortgeklingel der Saint-Simonisten!

Ein Vater ist ein Wüterich, ein Argus¹⁹, ein Kerkermeister, ein Tyrann, etwas, das höchstens

dazu gut ist, eine Heirat drei Akte lang bis zur Wiedererkennungsszene hinauszuzögern. – Ein Vater ist der vollendete lächerliche Ehegatte. Nie wird bei Molière ein Sohn lächerlich gemacht. Denn Molière umwarb, wie alle Autoren zu allen Zeiten, die junge Generation auf Kosten der vorangegangenen.

Und sind die Scapins²⁰ mit ihrem nach Neapolitanerart gestreiften Umhang, ihrer Mütze auf dem Ohr und ihrer Feder, die so lang ist, dass sie die Luft aufwirbelt, nicht so reine, fromme, keusche Burschen, dass sie heiliggesprochen gehörten? Die Gefängnisse sind voll ehrenwerter Menschen, die nicht ein Viertel von dem angestellt haben, was sie anstellen. Die Streiche des Trialph²¹ sind armselig im Vergleich zu den ihren. Und was für übermütige Dinger sind die Lisetten und Martons²², alle Wetter! Die Kurtisanen der Straße sind längst nicht so pfiffig und so schlagfertig in ihren anzüglichen Antworten. Wie gut sie es verstehen, ein Billett zu überbringen! Wie klug sie bei einem Rendezvous Wache stehen! Es sind, auf mein Wort, vortreffliche Mädchen, gefällige und gute Ratgeberinnen.

Wahrlich eine reizende Gesellschaft, die sich durch diese Komödien und Verwirrstücke bewegt und darin herumspaziert. Hinters Licht geführte

Vormunde, gehörnte Ehemänner, leichtsinnige Zofen, hochstaplerische Diener, liebestolle Jungfern, liederliche Söhne, ehebrecherische Frauen: Wiegt das nicht bei Weitem die schönen jungen Melancholiker und die armen schwachen, unterdrückten und leidenschaftlichen Frauen der Dramen und Romane unserer modischen Schreiber auf?

Und das alles ohne den finalen Dolchstoß und ohne den obligatorischen Gifttrank: Der Ausgang ist so glücklich wie der Ausgang der Märchen, und jedermann, selbst der Ehegatte, ist vollkommen zufrieden. Bei Molière wird die Tugend immer verhöhnt und verprügelt; sie trägt Hörner und hält Mascarille²³ den Rücken hin; wenn die Moral doch einmal erscheint, dann in der etwas bürgerlichen Gestalt des Gerichtsvollziehers Loyal.²⁴

Alles, was wir gerade gesagt haben, soll nicht am Sockel Molières kratzen; wir sind nicht so verrückt, mit unseren schwachen Armen an diesem Bronzekoloss rütteln zu wollen; wir wollten lediglich den frommen Kolumnenschreibern, die sich angesichts der neuen romantischen Werke entsetzen, anschaulich darlegen, dass die alten Klassiker, die sie jeden Tag als Lektüre und zur Nachahmung empfehlen, jene um ein vieles an Schlüpfrigkeit und Unsittlichkeit übertreffen.

Wir könnten Molière ohne Weiteres Marivaux und La Fontaine an die Seite stellen, diese so unterschiedlichen Ausprägungen des französischen Geistes, und Regnier, Rabelais, Marot und viele andere. Aber wir wollen hier keine Vorlesung über Moral in der Literatur für die Jungfrauen des Feuilletons halten.

Mir scheint, man sollte nicht um so wenig so viel Wirbel machen. Wir leben zum Glück nicht mehr in den Zeiten Evas, der Blonden, und wir können nicht mehr guten Gewissens so primitiv und so patriarchalisch sein, wie man es in der Arche war. Wir sind keine kleinen Mädchen, die sich auf ihre Erstkommunion vorbereiten; und wenn wir das Körbchenspiel machen, antworten wir nicht «Sahnetorte».²⁵ Bei aller Naivität sind wir doch hinreichend bewandert, und unsere Jungfräulichkeit hat sich schon lange selbstständig gemacht; solche Dinge hat man nur einmal; und was immer wir tun, wir können sie nicht wieder einfangen, denn nichts auf der Welt läuft schneller als eine entfliehende Jungfernschaft und eine sich verflüchtigende Illusion.

Vielleicht ist das gar nicht so schlimm, und die allumfassende Kenntnis ist der allumfassenden Unkenntnis vorzuziehen? Diese Frage zu diskutieren überlasse ich gelehrteren Köpfen. Fest

steht jedenfalls, dass die Menschheit aus dem Alter heraus ist, in dem man Bescheidenheit und Scham heucheln kann, und sie ist meiner Meinung nach zu sehr in die Jahre gekommen, um sich, ohne lächerlich zu erscheinen, noch jungfräulich und kindlich zu geben.

Seit ihrer Vermählung mit der Zivilisation hat die Gesellschaft das Recht verloren, naiv und schamhaft zu sein. In der Hochzeitsnacht ist der Braut noch ein gewisses Erröten erlaubt, das tags darauf jedoch nicht mehr angebracht ist; denn die junge Frau sollte sich nicht mehr an das junge Mädchen erinnern, und tut sie es dennoch, ist das sehr unschicklich und kompromittiert den Ruf ihres Ehegatten.

Wenn ich zufällig eine dieser schönen Predigten lese, die in den Zeitungen an die Stelle der literarischen Kritik getreten sind, überkommen mich manchmal große Schuldgefühle und Ängste, weil ich einige kleinere, etwas zu pikante Scherze auf dem Gewissen habe, wie sie sich ein junger Mann, der Feuer und Eifer an den Tag legt, immer vorzuwerfen hat.

Neben diesen Bossuets des «Café de Paris», diesen Bourdaloues²⁶ der Opernlogen, diesen zeilenschindenen Catos, die das Jahrhundert so schön heruntermachen, bin ich tatsächlich der schreck-

lichste Schurke, der jemals das Antlitz der Erde besudelt hat; und dennoch würde, Gott sei mein Zeuge, das Verzeichniss meiner Verbrechen, sowohl der Todsünden wie der lässlichen Sünden, mit allen Zeilendurchschüssen und Zwischenräumen, selbst unter den Händen des geschicktesten Buchhändlers täglich kaum mehr als ein oder zwei Oktavbände füllen, was wenig ist für jemanden, der nicht den Ehrgeiz hat, in der anderen Welt ins Paradies einzugehen und in der hiesigen nicht den Monthyonpreis²⁷ gewinnen oder Rosenmädchen²⁸ werden will.

Wenn ich dann daran denke, dass ich bei Trinkgelagen und noch ganz anderen Gelegenheiten ziemlich vielen dieser Tugenddrachen begegnet bin, habe ich gleich wieder eine bessere Meinung von mir und glaube, dass sie neben allen Fehlern, die ich haben mag, einen weiteren besitzen, in meinen Augen der größte und schlimmste von allen: Ich meine die Scheinheiligkeit.

Wenn man genauer suchte, würde man bei ihnen vielleicht auch noch ein weiteres kleines Laster entdecken; aber dieses ist so hässlich, dass ich es tatsächlich kaum auszusprechen wage. Treten Sie näher, und ich werde Ihnen seinen Namen ins Ohr flüstern: Es ist der Neid.

Der Neid, und nichts anderes.

Er kriecht und schlängelt sich durch alle diese altväterlichen Buß- und Tugendpredigten: So sehr er auch bemüht ist, sich zu verstecken, so sieht man doch von Zeit zu Zeit seinen kleinen platten Vipernkopf über den Metaphern und den rhetorischen Figuren auftauchen; man überrascht ihn dabei, wie er mit seiner gespaltenen Zunge seine vom Gift blau verfärbten Lippen leckt, man hört ihn im Schutze eines verfänglichen Beiworts ganz leise zischen.

Ich weiß, es ist eine unerträgliche Überheblichkeit, zu behaupten, man werde beneidet, und das ist fast so widerlich, wie wenn ein Stutzer damit prahlt, wie wohl ihm die Frauen gesonnen sind. Ich bin nicht so eingebildet zu glauben, ich hätte Feinde und Neider; so ein Glück wird nicht jedermann zuteil, und mir wahrscheinlich noch lange nicht: Daher werde ich frei und ohne Hintergedanken reden, wie jemand, der in dieser Frage gänzlich unvoreingenommen ist.

Eines läßt sich jedenfalls mühelos aufzeigen, falls jemand daran zweifeln sollte, nämlich die natürliche Antipathie des Kritikers gegenüber dem Dichter – desjenigen, der nichts Schöpferisches hervorbringt, gegenüber demjenigen, der etwas schafft, der Hornisse gegenüber der Biene, des Wallachs gegenüber dem Hengst.

Sie werden nicht zum Kritiker, ehe Sie nicht mit eigenen Augen erkannt haben, dass Sie kein Dichter werden können. Bevor Sie sich auf die traurige Rolle beschränken, Mäntel zu verwahren und wie ein Billardjunge oder ein Ballsaaldienner Punkte zu notieren, haben Sie der Muse lange Zeit den Hof gemacht und versucht, ihr die Unschuld zu rauben; aber Sie haben nicht die Kraft dazu aufgebracht; Ihnen fehlte der Atem, und Sie sind bleich und erschöpft am Fuß des heiligen Bergs zusammengebrochen.

Ich verstehe diesen Hass. Es ist schmerzlich, zu sehen, wie sich ein anderer an die Festtafel setzt, zu der man nicht eingeladen ist, und mit der Frau schläft, die einen nicht haben wollte. Ich bedauere den armen Eunuchen von ganzem Herzen, der den Vergnügungen des hohen Herren beiwohnen muss.

Er hat Zutritt zu den geheimsten Tiefen des Serails; er führt die Sultaninnen zum Bad; im silbrig schimmernden Wasser der großen Becken sieht er die schönen, von Wasserperlen überrieselten Körper, die blanker glänzen als Achate; die verborgensten Schönheiten zeigen sich ihm ohne Schleier. Man geniert sich nicht vor ihm – er ist ein Eunuch. Der Sultan liebkost in seiner Gegenwart seine Favoritin und küsst sie auf den Gra-

natapfelmund. In Wirklichkeit befindet er sich in einer höchst unnatürlichen Lage, und wahrscheinlich hat er große Mühe, seine Fassung zu bewahren.

Genauso ergeht es dem Kritiker, der sieht, wie der Dichter mit seinen neun schönen Odalisken im Garten der Poesie spazieren geht und sich träge im Schatten großer grüner Lorbeerbäume ergötzt. Er kann sich nur schwer zurückhalten, die Steine der Landstraße aufzuheben, um sie über die Mauer zu werfen und ihn zu verletzen, falls er geschickt genug dazu wäre.

Der Kritiker, der nichts produziert hat, ist ein Feigling; er ist wie ein Pfarrer, der die Frau eines Laien umwirbt: Dieser kann ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, und er kann sich nicht mit ihm schlagen.

Ich glaube, die Geschichte der verschiedenen Arten, auf die man ein beliebiges Buch innerhalb eines Monats verreißen kann, wäre mindestens ebenso kurios wie die Geschichte von Teglathphalasar²⁹ oder die von Gemmagog, dem Erfinder der Schnabelschuhe³⁰.

Sie gäbe genug Stoff für fünfzehn oder sechzehn Foliobände ab: Aber wir haben Mitleid mit dem Leser und beschränken uns auf einige Zeilen – für diese gute Tat ist er uns auf alle Ewig-

keit zu Dank verpflichtet. In einer Epoche, die so weit zurückliegt, dass sie sich im Dunkel der Vergangenheit verliert – es ist nun fast drei Wochen her –, erlebte der mittelalterliche Roman besonders in Paris und seinen Vororten eine Blütezeit. Der mit Wappen verzierte Waffenrock stand hoch in Ehren; man schätzte Hauben mit hoher Spitze und bevorzugte die zweifarbige Hose; der Dolch war unbezahlbar; der Schnabelschuh wurde wie ein Fetisch angebetet. Nichts als Spitzbögen, Türmchen, Säulchen, bunte Fenster, Kathedralen und Burgen; nichts als Edelknaben und Edelfräulein, Pagen und Diener, Bettler und Hauden, galante Ritter und grausame Schlossvögte; alles zusammen gewiss harmloser als harmlose Kinderspiele, und es hat niemandem geschadet.

Schon vor dem Erscheinen des zweiten Romans begann ein Kritiker mit seinem Werk der Zerstörung; gleich nach dem ersten hüllte er sich in sein Büßerhemd aus Kamelhaar und schüttete sich einen Scheffel Asche aufs Haupt; dann hob er mit wehleidiger Stimme an:

«Schon wieder Mittelalter, immer wieder Mittelalter! Wer erlöst mich von diesem ewigen Mittelalter, einem Mittelalter, das keines ist? Ein Mittelalter aus Pappe und Ton, das nur noch den Namen

Mittelalter trägt. Oh, die eisernen Barone in ihren eisernen Rüstungen, mit ihrem eisernen Herzen in ihrer eisernen Brust! Oh, die Kathedralen mit ihren ewig blühenden Rosetten und ihren blumigen Glasfenstern, mit ihren Spitzen aus Granit, ihren aus Stein gehauenen Dreipassbögen, ihren ausgesägten Giebeln, ihren steinernen, wie Brautschleier bestickten Messgewändern, mit ihren Kerzen, ihren Gesängen, ihren feurigen Priestern, ihrem knienden Volk, ihren leise murmelnden Orgeln und ihren unter den Gewölben schwebenden und flügelschlagenden Engeln! Wie haben sie mir mein Mittelalter vergällt, mein so köstliches und buntes Mittelalter! Unter welcher dicker, grober Tünche haben sie es verschwinden lassen! Was für schreiende Farben! Ach, ihr ignoranten Kleckser, die ihr glaubt, ihr hättet etwas bemalt, wenn ihr Rot auf Blau, Weiß auf Schwarz und Grün auf Gelb schmiert, ihr habt vom Mittelalter nur die Fassade gesehen, seine Seele habt ihr nicht erkannt, in der Haut, mit der ihr eure Phantome bekleidet, fließt kein Blut, in euren stählernen Harnischen ist kein Herz, in euren gestrickten Hosen sind keine Beine und in euren wappenbestickten Röcken finden sich weder Bauch noch Brust. Es sind bloße Hüllen in Menschengestalt, das ist alles. Deshalb nieder

mit dem Mittelalter, wie es uns die Gaukler vorgegaukelt haben (das große Wort ist gefallen! Die Gaukler!). – Das Mittelalter hat uns heute nichts mehr zu sagen, wir wollen etwas anderes.»

Und als das Publikum gesehen hat, dass die Feuilletonisten gegen das Mittelalter wetterten, entwickelte es nun erst recht eine schöne Leidenschaft für dieses arme Mittelalter, von dem die Kritiker behauptet hatten, sie hätten es vernichtet. Befördert durch die Opposition der Zeitungen überflutete das Mittelalter alles: Dramen, Melodramen, Romanzen, Novellen, Gedichte, es gab sogar mittelalterliche Vaudevilles, und Momos³¹ übte feudale Gassenlieder.

Neben dem Mittelalterroman spross der Kadaverroman, eine höchst angenehme Gattung, die vor allem von nervenschwachen Mätressen und abgebrühten Köchinnen sehr ausgiebig verschlungen wurde.

Die Feuilletonisten sind bei dem Geruch herbeigeeilt wie Raben, wenn sie Aas wittern, und sie haben diese arme Romangattung, die nichts anderes wollte, als geruhsam in den schmierigen Regalen der Leihbüchereien zu gedeihen und zu vermodern, mit dem spitzen Schnabel ihrer Federkiele zerfetzt und auf boshafte Weise hin-

gemetzelt. Was haben sie nicht gesagt! Was haben sie nicht geschrieben! Leichenhallen- und Bagnoliteratur, Albträume von Henkern, Halluzinationen betrunkenener, unter Fieberschüben leidender Schlachter und Gefängnisaufseher! Sie verkündeten gütigst, die Autoren seien Mörder und Vampire, sie hätten die lasterhafte Gewohnheit, ihren Vater und ihre Mutter zu ermorden, sie tranken Blut aus Hirnschalen, sie benutzten Schienbeinknochen als Gabeln und schnitten ihr Brot mit einer Guillotine.

Dabei wussten sie besser als sonst jemand – denn sie hatten oft mit ihnen gespeist –, dass die Verfasser dieser reizenden Massaker brave Muttersöhnchen waren, gutmütig und umgänglich, weiß behandschuht und modisch kurzsichtig, und dass sie sich lieber von Beefsteaks als von Menschenkoteletts ernährten und eher Bordeauxweine tranken als das Blut junger Mädchen oder neugeborener Kinder. Sie hatten ihre Manuskripte gesehen und in Händen gehalten und wussten daher genau, dass diese mit tugendhafter Tinte auf englisches Papier und nicht mit dem Blut Guillotiniertes auf frisch abgezogene Menschenhaut geschrieben waren.

Aber sie konnten sagen und machen, was sie wollten, das Jahrhundert liebte den Leichenge-

ruch und das Beinhaus gefiel ihm besser als das Boudoir; der Leser ließ sich nur mit einem bereits blau angelaufenen Leichnam ködern. Das ist leicht verständlich; wenn Sie eine Rose an Ihre Angelschnur heften, können Spinnen in aller Ruhe ein Netz in Ihrer Ellenbeuge weben, denn Sie werden nicht den kleinsten Fisch fangen; wenn Sie jedoch einen Wurm oder ein Stück alten Käse an den Haken hängen, werden Karpfen, Barben, Barsche und Aale drei Fuß hoch aus dem Wasser springen, um danach zu schnappen. Die Menschen sind den Fischen ähnlicher, als man gemeinhin glaubt.

Man hätte meinen können, die Journalisten wären zu Quäkern, Bramahnen, Pythagoräern oder Stieren geworden, so stark verabscheuten sie plötzlich Rot und Blut. Nie hatte man sie so tief und weich gesehen; sie glichen Sahne und Molke. Sie ließen nur zwei Farben zu: Himmelblau und Apfelgrün. Rosa wurde gerade noch geduldet, und wenn das Publikum sie hätte gewähren lassen, hätten sie es an den Ufern des Lignon³², zusammen mit den Schafen von Amaryllis³³, zum Spinatgrasen geführt. Ihren schwarzen Frack hatten sie gegen die turteltaubenschillernde Weste Seladons oder Silvanders³⁴ eingetauscht und ihre Gänsefedern nach Art der Hirtenstäbe mit rosa

Pompons und Bändchen umwunden. Sie ließen ihre Haare wie Kinder offen im Wind flattern und hatten sich nach dem Rezept von Marion Delorme³⁵ jungfräuliche Reinheit verschafft, und es war ihnen ebenso gut gelungen wie ihr.

Sie übertrugen das Gebot aus dem Dekalog auf die Literatur:

Du sollst nicht töten.

Man konnte sich nicht mehr den kleinsten dramatischen Mord erlauben, und der fünfte Akt war unmöglich geworden.

Sie fanden den Dolch übertrieben, Gift ungeheuerlich und die Axt unverantwortlich. Am liebsten hätten sie gesehen, dass die dramatischen Helden so alt wie Melchisedek³⁶ würden. Und dabei weiß man seit undenklichen Zeiten, dass jede Tragödie darauf hinausläuft, in der letzten Szene einen armen Teufel von großem Mann, der nichts dafür kann, umzubringen, so wie es das Ziel jeder Komödie ist, zwei Dummköpfe von ersten Liebhabern zu verheiraten, von denen jeder um die sechzig Jahre alt ist.

Ungefähr in dieser Zeit habe ich (nachdem ich eine Abschrift gemacht hatte, wie man es immer tut) zwei ausgezeichnete und wunderbare Mittel-

alterdramen – das eine in Versen, das andere in Prosa – ins Feuer geworfen, deren Helden auf offener Bühne gevierteilt und gesotten wurden, was sehr lustig und gewiss einmalig gewesen wäre.

Um mich den Ideen der Kritiker anzupassen, habe ich inzwischen eine antike Komödie in fünf Akten mit dem Titel «Elagabal» verfasst, deren Held sich in die Latrine stürzt – eine völlig neue Situation, die den Vorzug hat, eine noch nie da gewesene Dekoration auf die Bühne zu bringen. Des Weiteren habe ich ein modernes Drama geschaffen, das «Antony»³⁷ weit übertrifft, «Arthur oder der Unselige», in dem die Vorsehung in Gestalt einer Straßburger Gänseleberpastete auftritt, die der Held, nachdem er mehrere Schändungen begangen hat, bis zum letzten Happes aufisst, was ihm, zusammen mit den Gewissensbissen, eine entsetzliche Magenverstimmung verursacht, an der er schließlich stirbt. Das ist die höchste Form der Moral und beweist, dass Gott gerecht ist, dass das Laster stets bestraft und die Tugend immer belohnt wird.

Was die Gattung des Monsterromans betrifft, so wissen Sie, wie die Kritiker Han, den Isländer, diesen Menschenfresser, Habibrah, den Magier, Quasimodo, den Glöckner, und Triboulet mit seinem Buckel³⁸ behandelten und abtaten – diese

ganze so wunderbar herumwimmelnde Familie, dieses riesige Krötengetümmel, das mein lieber Nachbar³⁹ durch die jungfräulichen Wälder und die Kathedralen seiner Romane krabbeln und hüpfen lässt. Weder die kräftigen Pinselstriche à la Michelangelo noch die eines Callot würdigen Kuriositäten oder die Helldunkeleffekte nach der Art Goyas konnten vor ihren Augen Gnade finden. Sie schickten ihn zu seinen Oden zurück, wenn er Romane schrieb, und zu seinen Romanen, wenn er Dramen verfasste: eine bei Journalisten verbreitete Taktik, die immer das lieber mögen, was der Autor früher gemacht hat, als das, was er gerade macht. Glücklicherweise indessen derjenige, dessen gesamtes Werk von den Feuilletonisten für überragend gehalten wird, natürlich mit Ausnahme des Werks, das sie gerade besprechen, und der nur eine theologische Abhandlung oder ein Kochbuch schreiben müsste, damit sie seine Theaterstücke bewundernswert fänden!

Was den Herzensroman angeht, den glühenden, leidenschaftlichen Roman, dessen Vater Werther, der Deutsche, und dessen Mutter Mannon Lescaut, die Französin, ist, so haben wir schon zu Beginn dieses Vorworts einige Sätze über das moralische Ungeziefer verloren, das sich unter dem Vorwand von Religion und guten Sitten ver-

zweifelt daran festgebissen hat. Die Kritikerläuse sind wie Körperläuse, sie verlassen die Leichname und wenden sich den Lebenden zu. Vom Leichnam des Mittelalterromans sind sie zum Körper des Herzensromans gewandert, dessen Haut hart und widerstandsfähig ist und an der sie sich leicht die Zähne ausbeißern könnten.

Bei allem Respekt, den wir für diese modernen Apostel empfinden, denken wir, dass auch die Verfasser dieser unmoralisch genannten Romane, ohne so sehr verheiratet zu sein wie die tugendhaften Journalisten, im Allgemeinen eine Mutter haben, und einige von ihnen auch Schwestern und eine weitläufige weibliche Verwandtschaft; aber ihre Mütter und Schwestern lesen keine Romane, nicht einmal unmoralische; sie nähen und sticken und führen den Haushalt. Ihre Strümpfe sind, wie Monsieur Planard⁴⁰ sagen würde, «von vollkommener Weiße»; Sie können sie an ihren Beinen betrachten – sie sind nicht *blau*, und der gute Chrysale, der gelehrte Frauen⁴¹ so hasste, würde sie seiner klugen Philaminte als Beispiel empfehlen.

Was die *Gattinnen* der Herren Kritiker betrifft – denn sie haben viele, so jungfräulich rein die Ehemänner auch sein mögen –, so scheint mir, dass es gewisse Dinge gibt, die sie eigentlich

wissen müssten. Es kann jedoch auch sein, dass ihnen ihre Männer nichts beigebracht haben. In diesem Fall könnte ich verstehen, dass sie bemüht sind, ihre Gemahlinnen in ihrer kostbaren und gesegneten Unkenntnis zu lassen. Gott ist groß, und Mohammed ist sein Prophet! Frauen sind neugierig: Mögen der Himmel und die Moral dafür sorgen, dass sie ihre Neugier auf eine legitime Weise befriedigen als Eva, ihre Ahnin, und der Schlange keine Fragen stellen!

Und wenn ihre Töchter ein Pensionat besucht haben, wüsste ich nicht, was sie aus diesen Büchern noch lernen könnten.

Es ist genauso absurd zu sagen, ein Mann sei ein Säufer, weil er eine Orgie beschreibt, oder ein Schlemmer, weil er eine Schlemmerei schildert, wie zu behaupten, ein Mann sei tugendhaft, weil er ein moralisches Buch geschrieben hat; jeden Tag beobachtet man das Gegenteil. Die Figur spricht, nicht der Autor; wenn sein Held Atheist ist, heißt das nicht, dass er Atheist ist; wenn er Räuber handeln und reden lässt wie Räuber, ist er darum noch kein Räuber. Wenn es anders wäre, müsste man Shakespeare, Corneille und alle Tragödiendichter guillotiniern, denn sie haben mehr Morde begangen als Mandrin und Cartouche⁴²: Doch das ist nicht geschehen, und

ich glaube auch nicht, dass es in absehbarer Zeit geschehen wird, mag die Kritik auch noch so tugendhaft und moralisch werden. Es ist eine der fixen Ideen pedantischer Kleingeister, stets den Autor an die Stelle des Werks zu setzen und sich an seine Person zu halten, um mit ihren elenden Rhapsodien vielleicht einen armseligen Skandal hervorzurufen, wohl wissend, dass ihre Kritiken nicht gelesen würden, wenn sie nichts weiter als ihre persönliche Meinung enthielten.

Wir verstehen nicht, was all das Gezeter bezweckt, wozu all diese Zornausbrüche und das ganze Gekläffe gut sein sollen und wer die Herren Geoffroy⁴³ und Genossen dazu treibt, sich zu Don Quichottes der Moral aufzuschwingen und als echte literarische Polizisten im Namen der Tugend jede Idee festzunehmen und niederzuknüppeln, die mit einer schief sitzenden Nachthaube oder mit einem etwas zu weit hochgeschobenen Rock in einem Buch herumspaziert. Das ist recht merkwürdig.

Was immer sie sagen mögen, unsere Epoche ist unmoralisch (sofern dieser Begriff etwas bedeutet, was wir stark bezweifeln), und wir brauchen dafür keinen anderen Beweis als die zahllosen unmoralischen Bücher, die sie hervorbringt und deren großen Erfolg. Die Bücher orientieren sich an

den Sitten und nicht die Sitten an den Büchern. Die Régence hat Crébillon hervorgebracht, nicht Crébillon die Régence. Die kleinen Schäferinnen von Boucher waren geschminkt und halb nackt, weil die kleinen Marquisen geschminkt und halb nackt waren. Die Modelle sind das Vorbild für die Gemälde und nicht deren Abbild. Ich weiß nicht, wer wo gesagt hat, dass die Literatur und die Künste die Sitten beeinflussen. Wer immer es war, er ist zweifellos ein großer Dummkopf. Es ist, als ob man sagte: «Die Erbsen lassen den Frühling wachsen»; die Erbsen wachsen vielmehr, weil Frühling ist, und die Kirschen, weil Sommer ist. Die Bäume tragen die Früchte, und es sind gewiss nicht die Früchte, die die Bäume tragen, das ist ein in seiner Mannigfaltigkeit ewiges und unveränderliches Gesetz; die Jahrhunderte folgen aufeinander, und jedes trägt seine eigene Frucht, die sich von der des vorangegangenen unterscheidet; die Bücher sind die Früchte der Sitten.

Unter den moralischen Journalisten ist im Regen der Buß- und Tugendschriften, wie bei einem Sommerregen im Park, zwischen den Brettern der saint-simonistischen Gauklerbühne ein neuartiger, recht merkwürdiger, kleiner Theoriepilz aufgeschossen, dessen Naturgeschichte wir nachzeichnen wollen.

Wir meinen die utilitaristischen Kritiker; arme Leute, die so kurze Nasen hatten, dass sie keine Brillen tragen konnten, und die ohnehin nicht über ihre Nasenspitze hinaussahen.

Wenn ihnen ein Autor einen Band mit einem Roman oder mit Gedichten auf den Schreibtisch legte, lehnten sich diese Herren lässig in ihrem Stuhl zurück, brachten ihn auf seinen Hinterbeinen ins Gleichgewicht, wippten dann mit wichtiger Miene hin und her, warfen sich in die Brust und sagten: «Welchen Nutzen hat dieses Buch? Kann es zur Förderung der Sittlichkeit und zum Wohlbefinden der ärmsten und zahlenmäßig größten Klasse beitragen? Was, kein Wort über die Bedürfnisse der Gesellschaft, nichts, was zur Zivilisation beiträgt, nichts Progressives? Wie kann man Romane und Gedichte schreiben, die zu nichts führen und unsere Generation auf dem Weg in die Zukunft nicht voranbringen, wo es doch darum geht, einen Gesamtüberblick über die Menschheit zu gewinnen und die Entwicklung der fortschrittlichen und von der Vorsehung vorgezeichneten Idee in ihrem Gang durch die Geschichte zu verfolgen? Wie kann man sich angesichts so schwerwiegender Probleme mit Form, Stil und Reim beschäftigen? Was kümmern uns Stil, Reim und Form? Als ob es darum ginge!»

(Arme Füchse, die Trauben sind zu sauer.) «Die Gesellschaft leidet, sie ist das Opfer großer innerer Zerrissenheit.» (Im Klartext: Niemand will nützliche Zeitungen abonnieren.) «Der Dichter sollte nach der Ursache dieses Übels suchen und es heilen. Das Mittel dazu wird er finden, wenn er sich mit ganzem Herzen und ganzer Seele der Menschheit annimmt.» (Philanthropische Dichter! Das wäre etwas Seltenes und Reizvolles.) «Auf diesen Dichter warten wir, rufen ihn sehnsüchtig herbei. Wenn er kommt, sind ihm die Jubelrufe der Menge, die Palmen, die Kronen, das Prytaneum sicher...»

Recht so; aber da wir gerne möchten, dass unser Leser bis zum Ende dieses grandiosen Vorworts wach bleibt, fahren wir nicht länger mit dieser getreuen Nachahmung des utilitaristischen Stils fort, der seiner Natur nach ziemlich einschläfernd wirkt und leicht das Laudanum und die Reden der Akademie ersetzen könnte.

Nein, ihr Dummköpfe, nein, ihr Idioten und Kropfkranken, ein Buch liefert keine gelierte Suppe; ein Roman ist kein nahtloses Paar Stiefel, ein Sonett keine Spritze mit Dauerstrahl und ein Drama keine Eisenbahn: alles Dinge, die wesentlich zur Zivilisation beitragen und die Menschheit auf dem Weg des Fortschritts voranbringen.⁴⁴

Beim Gedärm aller bisherigen, gegenwärtigen und zukünftigen Päpste: nein und zweihunderttausendmal nein.

Aus einer Metonymie macht man sich keine Nachtmütze; eine Metapher zieht man sich nicht als Pantoffel an; eine Antithese kann man nicht als Regenschirm benutzen; und leider ist es nicht möglich, sich ein paar bunte Reime als Weste auf den Bauch zu kleben. Ich bin fest davon überzeugt, dass eine Ode ein zu leichtes Gewand für den Winter ist und dass man auch mit der Strophe, der Antistrophe und der Epode nicht besser gekleidet ist als die Frau jenes Zynikers, die sich mit ihrer Tugend als Hemd zufriedengab und die, wie uns überliefert wird, völlig nackt herum lief.

Indessen trug der berühmte Monsieur de La Calprenède⁴⁵ einmal ein neues Gewand, und als man ihn fragte, aus welchem Stoff es sei, antwortete er: «Aus Silvandre.» «Silvandre» war ein Stück, das er gerade mit Erfolg aufs Theater gebracht hatte.

Solche Überlegungen lassen einen die Schultern bis über den Kopf hochziehen, höher als sie der Herzog von Gloster hob.⁴⁶

Leute, die sich anmaßen, Nationalökonomien zu sein, und die Gesellschaft von Grund auf um-

bilden wollen, äußern allen Ernstes solche Hirngespinnste.

Ein Roman hat zweierlei Nutzen: Der eine ist materiell und der andere geistig, wenn man einen solchen Begriff auf einen Roman anwenden kann. Der materielle Nutzen besteht zunächst in den paar tausend Francs, die in die Tasche des Autors fließen und ihn so beschweren, dass weder der Teufel noch der Wind ihn forttragen können; für den Buchhändler besteht er in einem schönen Rassepferd, das vor seiner Kutsche aus Ebenholz und Stahl stampft und springt, wie Figaro sagt; für den Papierhändler in einer weiteren Fabrik irgendwo an einem Bach, mit der er eine schöne Gegend verschandelt; für die Drucker in ein paar Tonnen Blauholz, die ihnen erlauben, einmal wöchentlich blau nach Hause zu kommen; für die Leihbüchereien in einem Riesenhaufen sehr proletarisch vergrünspanter Sousmünzen und einer Menge Fett, die den Walfang überflüssig machen würde, wenn man wüsste, wie man es zurückgewinnen und nutzen könnte. Der geistige Nutzen besteht darin, dass man schläft, während man Romane liest, und in der Zeit keine nützlichen, tugendhaften und progressiven Zeitungen oder ähnlich unverdauliches und geisttötendes Zeug liest.

Da sage noch jemand, Romane trügen nicht

zur Zivilisation bei. Von den Tabakhändlern, den Krämern, den Bratkartoffelverkäufern ganz zu schweigen, die ein großes Interesse an der Literaturbranche haben, weil das von ihr verwendete Papier im Allgemeinen von besserer Qualität ist als das der Zeitungen.

Man könnte sich tatsächlich schief und bucklig lachen, wenn man die republikanischen oder die saint-simonistischen Utilitaristen dozieren hört. Zunächst würde ich gerne wissen, was genau diese Niete von Substantiv bedeutet, mit der sie täglich ihre hohlen Kolumnen spicken und die ihnen als Erkennungswort und sakramentale Formel dient. – *Nützlichkeit*: Was beinhaltet dieser Begriff, und worauf lässt er sich anwenden?

Es gibt zwei Arten von Nützlichkeit, und der Sinn dieses Worts ist immer nur relativ. Was für den einen nützlich ist, hat für den anderen keinen Nutzen. Sie sind Schuster, ich bin Dichter. Für mich ist es nützlich, dass mein erster Vers sich auf den zweiten reimt. Ein Reimlexikon ist für mich von großem Nutzen; Sie könnten damit höchstens ein paar alte Stiefel reparieren; zu Recht muss man sagen, dass mir ein Schustermesser beim Verfertigen einer Ode nicht viel helfen würde. Daraufhin werden Sie einwenden, ein Schuster sei wichtiger als ein Dichter und

Letzteren könne man leichter entbehren. Ohne den vortrefflichen Beruf des Schusters herabsetzen zu wollen, den ich so hoch achte wie den Beruf des konstitutionellen Monarchen, gestehe ich in aller Bescheidenheit, dass es mir lieber ist, meine Schuhe sind zerrissen, als meine Verse sind schlecht gereimt, und dass ich lieber auf Schuhe verzichte als auf Gedichte. Da ich fast nie ausgehe und für gewöhnlich eher meinen Kopf als meine Füße bewege, nutze ich meine Schuhe weniger ab als ein tugendhafter Republikaner, der immerzu von einem Ministerium zum anderen rennt, um sich irgendeine Stelle zu ergattern.

Ich weiß, dass es Leute gibt, die Mühlen und das Brot des Lebens Kirchen und dem Brot der Seele vorziehen. Ihnen habe ich nichts zu sagen. Sie sind in dieser und auch in der anderen Welt verdienstermaßen Ökonomen.

Gibt es irgendetwas auf dieser Erde und in unserem Leben, das absolut nützlich ist? Zunächst hat es nur einen sehr geringen Nutzen, dass wir auf der Erde sind und dass wir leben. Ich wette, auch der Klügste aus dem Verein könnte uns nicht sagen, wozu wir gebraucht werden, es sei denn dazu, den «Constitutionnel» oder eine andere Zeitschrift *nicht* zu abonnieren.

Die Nützlichkeit unserer Existenz jedoch ein-

mal *a priori* angenommen, welche Dinge sind dann wirklich nützlich, um sie zu erhalten? Zweimal am Tag Suppe und ein Stück Fleisch ist eigentlich alles, was man im strikten Sinn des Worts braucht, um sich den Bauch vollzuschlagen. Der Mensch, dem ein Sarg von zwei Fuß Breite auf sechs Fuß Länge nach seinem Tod bei Weitem reicht, braucht auch zu Lebzeiten nicht viel mehr Platz. Um ihn unterzubringen und vor Regen zu schützen, bedarf es nicht mehr als eines hohlen Würfels von sieben bis acht Fuß Kantenlänge, mit einem Loch zum Atmen – eine einzige Wabe im Bienenstock. Eine ordentlich um den Körper gewickelte Decke schützt ihn mindestens genauso gut vor der Kälte wie der eleganteste und bestgeschnittene Frack von Staub⁴⁷.

Damit wird er sich gerade so über Wasser halten können. Es heißt zwar, man könne von fünf- undzwanzig Sous am Tag leben; aber sich selbst am Sterben hindern heißt noch nicht leben; und ich kann mir nicht vorstellen, dass es angenehmer sein soll, in einer utilitaristisch organisierten Stadt zu wohnen als auf dem Père Lachaise.

Nichts von dem, was schön ist, ist für das Leben unentbehrlich. Würde man die Blumen abschaffen, die Welt würde in materieller Hinsicht nicht darunter leiden; wer wollte jedoch, dass es

keine Blumen mehr gibt? Ich würde lieber auf Kartoffeln verzichten als auf Rosen, und ich glaube, selbst ein Utilitarist wäre nicht fähig, ein Tulpenbeet auszureißen, um dort Kohl zu pflanzen.

Wozu dient die Schönheit der Frauen? Vorausgesetzt, eine Frau ist in medizinischer Hinsicht gut gebaut und in der Lage, Kinder zu bekommen, so wird sie die Ökonomen immer zufriedenstellen.

Und wozu eigentlich Musik? Wozu die Malerei? Wer wäre so verrückt, Mozart Monsieur Carrel⁴⁸ vorzuziehen und Michelangelo dem Erfinder des weißen Senfs?

Wirklich schön ist nur, was keinem Zweck dient; alles Nützliche ist hässlich, denn es ist Ausdruck eines Bedürfnisses, und die Bedürfnisse des Menschen sind widerlich und abstoßend wie seine armselige und hilflose Natur. Der nützlichste Ort eines Hauses sind die Latrinen.

Ich gehöre – und mag es jenen Herren noch so sehr missfallen – zu denjenigen, für die das Überflüssige das Notwendige ist, und ich liebe die Menschen und die Dinge im umgekehrten Verhältnis zu dem Nutzen, den ich von ihnen habe. Ich ziehe eine mit Drachen und Mandarinen verzierte chinesische Vase, die ich überhaupt nicht gebrauchen kann, einer Vase vor, die nur

ihren Zweck erfüllt, und mein größtes Talent ist in meinen Augen, dass ich keine Buchstabenrätsel und Scharaden zu lösen vermag. Ich würde mit Freuden auf meine Rechte als französischer Staatsbürger verzichten, wenn ich dafür ein Originalgemälde von Raffael oder eine schöne nackte Frau anschauen könnte: die Prinzessin Borgheuse zum Beispiel, wie sie Canova⁴⁹ Modell stand, oder Julia Grisi⁵⁰, wie sie ins Bad steigt. Ich persönlich hätte nicht das Geringste dagegen, dass dieser Menschenfresser Karl X.⁵¹ zurückkehrte, wenn er mir aus seinem böhmischen Schloss einen Korb voll Tokaier oder Johannisberger mitbrächte, und ich würde die Wahlgesetze weitreichend genug finden, wenn einige Straßen weiter und andere Dinge weniger weitreichend wären. Obwohl ich kein geborener Musikkenner bin, mag ich den Klang der Fiedeln und Schellentrommeln lieber als den der Glocke des Herrn Präsidenten. Ich würde meine Hose für einen Ring und mein Brot für Konfitüre verkaufen. Die angemessenste Beschäftigung für einen gesitteten Menschen ist meiner Meinung nach, nichts zu tun oder nachdenklich seine Pfeife oder seine Zigarre zu rauchen. Aber ich schätze auch Leute, die kegeln, und Leute, die gute Verse machen. Sie sehen, dass mir Nützlichkeitsprinzipien denkbar

fern liegen und dass ich niemals Redakteur bei einer tugendhaften Zeitung sein werde, es sei denn, ich konvertierte, was sehr komisch wäre.

Statt einen Monthyon-Preis für besonders tugendhaftes Verhalten zu stiften, würde ich lieber, wie Sardanapal, dieser große, unverstandene Philosoph⁵², eine ordentliche Prämie an den vergeben, der eine neue Lust erfindet. Denn der Genuss scheint mir das Ziel des Lebens und die einzig nützliche Sache der Welt zu sein. Gott hat es so gewollt, er, der die Frauen, die Düfte, das Licht, die schönen Blumen, die guten Weine, die feurigen Pferde, die Windhunde und die Angorakatzen geschaffen hat, er, der seinen Engeln nicht befahl: «seid tugendhaft», sondern: «liebet einander»; und der uns einen Mund gegeben hat, der empfindlicher ist als der Rest der Haut, um die Frauen zu küssen, Augen, die das Licht über sich erkennen, einen feinen Geruchssinn, um die Seele der Blumen einzuatmen, sehnige Schenkel, um die Flanken der Hengste zu pressen und ohne Eisenbahn und Dampfkessel so schnell wie die Gedanken zu fliegen, einfühlsame Hände, um mit ihnen die langen Köpfe der Windhunde, die samtene Rücken der Katzen und die glatten Schultern der wenig tugendhaften Geschöpfe zu streicheln; und der schließlich uns allein das drei-

fache herrliche Privileg zugestanden hat, ohne Durst zu trinken, Feuer zu schlagen und zu jeder Jahreszeit miteinander zu schlafen, was uns mehr vom Tier unterscheidet als der Brauch, Zeitungen zu lesen und Verträge zu schließen.

Mein Gott, was für ein Blödsinn ist diese angebliche Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts, mit der man uns dauernd in den Ohren liegt! Man könnte tatsächlich meinen, der Mensch sei eine verbesserungsfähige Maschine, die ein besser verzahntes Räderwerk oder ein günstiger angebrachtes Gegengewicht auf eine bequemere und einfachere Weise zum Laufen bringe. Wenn es eines Tages gelänge, dem Menschen einen doppelten Magen einzupflanzen, sodass er wie ein Ochse wiederkäuen kann, ihm Augen am Hinterkopf wachsen zu lassen, damit er wie Janus diejenigen, die ihm die Zunge herausstrecken, sehen und seine *Peinlichkeit* in einer weniger unbequemen Haltung als die Venus Kallipygos⁵³ von Athen betrachten kann, oder ihm Flügel an die Schulterblätter zu heften, damit er nicht mehr sechs Sous für den Omnibus zu bezahlen brauchte, kurz: ihm ein neues Organ zu erschaffen, dann könnte das Wort *Vervollkommnungsfähigkeit* eine gewisse Bedeutung erlangen.

Was hat man seit all den schönen Vervoll-

kommungen zustande gebracht, das man nicht genauso gut und besser vor der Sinfftut machen konnte?

Trinkt man heute mehr als zur Zeit der Unwissenheit und der Barbarei (nach alter Zeitrechnung)? Alexander, der zweideutige Freund des schönen Hephaistos⁵⁴, trank seinerzeit schon ganz kräftig, obwohl es damals das «Journal der nützlichen Kenntnisse»⁵⁵ noch nicht gab, und ich weiß nicht, welcher Utilitarist in der Lage wäre, ohne önopisch⁵⁶ und runder zu werden als Lepeintre der Jüngere⁵⁷ oder ein Nilpferd, den großen Kelch auszutrocknen, den er die Herkuleschale nannte. Der Marschall de Bassompierre, der den großen Trichter seines Stiefels auf das Wohlergehen der dreizehn Kantone leerte, scheint mir in seiner Art höchst achtbar und nur schwer zu übertreffen. Welcher Ökonom weitet uns den Magen, dass wir so viele Beefsteaks wie der selige Milon von Kroton vertilgen können, der einen ganzen Ochsen aß? Die Speisekarte des «Café Anglais», des «Véfour» oder irgendeines anderen für seine Kochkunst berühmten Lokals erscheint mir, verglichen mit der Karte des Gastmahls des Trimalchio⁵⁸, ärmlich und sehr nichtssagend. An welcher Tafel serviert man heute noch ein Mutterschwein und seine zwölf Frischlinge in einem Gang? Wer

hat mit Menschenfleisch gemästete Muränen und Neunaugen gegessen? Glauben Sie wirklich, Brillat-Savarin habe Apicius⁵⁹ vervollkommnet? Und fände der Fettwanst Vitellius⁶⁰ bei Chevet⁶¹ die Fasanen- und Pfauenhirne, die Flamingozungen und die Lippfischlebern, mit denen er seinen berühmten Schild der Minerva füllte? Eure erlesenen Austern des Felsens von Cancale⁶² verblässen neben den Austern von Lucrin⁶³, für die man eigens ein Meer anlegte. Die kleinen Villen, die sich die Marquis in der Zeit der Régence in den Randgebieten der Stadt einrichteten, sind armselige Gartenhäuschen im Vergleich zu den römischen Patriziervillen in Baia, auf Capri und in Tibur. Müssen uns die kolossalen Herrlichkeiten dieser großen Prasser, die unvergängliche Monumente für die Lustbarkeiten eines Tages bauten, nicht vor dem Genius der Antike auf die Knie sinken und das Wort *Vervollkommnungsfähigkeit* für alle Zeiten aus unseren Wörterbüchern streichen lassen?

Hat man inzwischen auch nur eine Todsünde mehr erfunden? Leider sind es immer noch nur sieben – die Zahl der möglichen Sündenfälle, die ein Gerechter pro Tag begehen kann, ist damit ziemlich dürftig. Ich glaube, dass es bei unserem Tempo auch nach hundert Jahren Fortschritt keinen Verliebten geben wird, der die dreizehnte

Arbeit des Herkules wiederholen könnte. Kann man seiner Angebeteten heute mehr Artigkeiten erweisen als zu Zeiten Salomons? Viele sehr berühmte Gelehrte und sehr ehrenwerte Damen behaupten das Gegenteil und versichern, die Liebenswürdigkeit nehme ab. Was erzählen Sie uns also von Fortschritt? Ich weiß, dass Sie mir entgegenhalten werden, man habe heute zwei Kammern, man hoffe, dass bald das allgemeine Wahlrecht eingeführt und die Zahl der Abgeordneten verdoppelt oder verdreifacht werde. Finden Sie nicht, dass die französische Sprache auf der Rednertribüne der Nation schon fehlerhaft genug ist und dass die jetzige Zahl der Abgeordneten ausreicht für das erbärmliche Geschäft, das sie zu erledigen haben? Ich verstehe nicht, welchen Nutzen es haben soll, zwei- oder dreihundert Provinzler in einer Holzbaracke mit Fragonard-Decke⁶⁴ zusammenzupferchen und sie an unzähligen grauenhaften und sinnlosen Gesetzen herumdoktern und -pfuschen zu lassen. Welche Rolle spielt es, ob man von einem Säbel, einem Weihwedel oder einem Regenschirm⁶⁵ regiert wird? Es ist in jedem Fall ein Stock; und es wundert mich, dass die Männer des Fortschritts über die Wahl des Knüttels diskutieren, der sie prügeln soll, wo es doch viel progressiver und weniger kostspielig

wäre, diesen zu zerbrechen und die Stücke zum Teufel zu schicken.

Der Einzige von ihnen, der gesunden Menschenverstand hat, ist ein Narr, ein großes Genie, ein Dummkopf, ein göttlicher Dichter, der Lamartine, Victor Hugo und Byron weit überragt; es ist Charles Fourier, der Phalansterianer⁶⁶, der all das in sich vereint: Er allein hat konsequent gedacht und die Kühnheit aufgebracht, unerbittlich seine Schlüsse zu ziehen. Er behauptete, ohne zu zögern, es werde nicht mehr lange dauern und die Menschen hätten einen fünfzehn Fuß langen Schwanz mit einem Auge am Ende; das wäre zweifellos ein Fortschritt und ermöglichte tausenderlei Sachen, die man vorher nicht machen konnte, etwa Elefanten ohne Kampf totzuschlagen, sich bequem wie die geschickteste Meerkatze ohne Seile auf Bäume zu schwingen, sich den Regen- oder den Sonnenschirm zu ersparen, indem man den Schwanz wie einen Helmbusch über dem Kopf ausbreitet, genau wie die Eichhörnchen, die auch sehr gut ohne Regendach auskommen, und viele andere Annehmlichkeiten, die aufzuzählen zu lange dauern würde. Einige Phalansterianer behaupten sogar, sie hätten schon einen kleinen Schwanz, der nur darauf warte zu wachsen, so Gott ihnen ein langes Leben schenke.

Charles Fourier hat ebenso viele Tierarten entdeckt wie Georges Cuvier, der große Naturforscher⁶⁷. Er hat sich Pferde vorgestellt, die dreimal größer sind als Elefanten, Hunde so groß wie Tiger, Fische, die mehr Menschen satt machen können als die drei Fische Christi – die die ungläubigen Voltairianer ja für einen Aprilscherz halten, ich aber für eine herrliche Parabel. Er hat Städte erbaut, neben denen Rom, Babylon und Tyrus nur Maulwurfshügel sind; er hat ein Babel auf das andere getürmt und endlosere Spiralen in die Wolken aufsteigen lassen als auf allen Stichen John Martins⁶⁸ zusammengenommen; er ließ sich, ich weiß nicht wie viele, Architekturstile und Rezepte einfallen; er entwarf ein Theater, das selbst im Rom der Kaiserzeit imponiert hätte, und stellte ein Menü zusammen, das Lucius oder Nomentanus⁶⁹ wahrscheinlich für ein Gastmahl unter Freunden als üppig angesehen hätten; er verspricht, neue Lüste zu schaffen und Organe und Sinne weiterzuentwickeln; er möchte die Frauen schöner und verführerischer und die Männer widerstandsfähiger und kraftvoller machen; er garantiert ihnen Kinder und plant, die Zahl der Erdbewohner zu reduzieren, damit es jeder behaglich hat; was sehr viel vernünftiger ist, als die Proletarier zu drängen, weitere Kinder

zu machen, um sie später, wenn sie sich zu stark vermehren, in den Straßen hinzumetzeln und sie mit Kugeln statt mit Brot zu versorgen.

Fortschritt ist nur auf diese Weise möglich. Alles andere ist bitterer Hohn, eine geistlose Posse, auf die nicht einmal die einfältigsten Idioten hereinfallen.

Das Phalansterium ist wirklich ein Fortschritt gegenüber der Abtei von Thélème⁷⁰, und es verweist das irdische Paradies endgültig ins Reich der hoffnungslos veralteten und verzopften Dinge. Allein «Tausendundeine Nacht» und die «Märchen» der Madame d'Aulnoy⁷¹ können erfolgreich gegen das Phalansterium antreten. Welcher Reichtum, welche Erfindungsgabe! Dort gibt es genug Wunderdinge, um dreitausend Wagenladungen romantischer oder klassischer Gedichte zu bestreiten; und unsere Versemacher, seien sie Mitglieder der Akademie oder nicht, sind recht armselige Erfinder, verglichen mit Monsieur Charles Fourier, dem Entdecker der «leidenschaftlichen Anziehungskräfte». Die Idee, «Bewegungen»⁷² zu nutzen, die man bisher zu unterdrücken versuchte, ist gewiss erhaben und wirkungsvoll.

Ach, Sie glauben an den Fortschritt! Wenn morgen auf dem Montmartre ein Vulkan seinen Schlund öffnete und aus Paris ein aschenes Lei-

chentuch und ein Lavagrab machte, wie es einst der Vesuv in Stabiae, Pompeji und Herculaneum vollbrachte, und wenn dann in einigen tausend Jahren die Archäologen jener Tage Ausgrabungen durchführten und den Leichnam der toten Stadt exhumierten: Was meinen Sie, welches Monument würde noch stehen, um vom Glanz der großen Begrabenen zu künden? Notre-Dame, die Gotische? Wenn man die von Monsieur Fontaine⁷³ umgebauten Tuileries freilegte, bekäme man tatsächlich einen schönen Eindruck von unserer Kunst! Auch die Statuen des Pont Louis XV würden sich in einem Museum gut ausnehmen! Und gäbe es nicht die Gemälde der alten Malschulen und die Statuen der Antike oder der Renaissance, die in der Galerie des Louvre, diesem langen unförmigen Schlauch, zusammengepfercht sind, gäbe es dort nicht das Deckengemälde von Ingres, das es verbietet zu glauben, Paris sei ein Feldlager der Barbaren oder eine Siedlung der Kelten oder der Tupinambá gewesen, dann wäre das, was die Ausgrabungen zutage förderten, höchst seltsam. Anstatt der schönen, so eigenartig ziselierten Waffen, die das Mittelalter in seinen zerfallenen Türmen und Gräbern hinterlässt, und der Münzen, die etruskische Vasen füllen und die Fundamente aller römischen Bau-

ten pflastern, fände man die Krummsäbel der Nationalgarde, Feuerwehrhelme und schlecht geprägte Taler. Was unsere elenden Möbel aus furniertem Holz betrifft und die so schmucklosen, hässlichen und armseligen Kasten, die man Kommoden oder Sekretäre nennt, alle diese unförmigen und vergänglichlichen Utensilien, so hoffe ich, dass die Zeit mitleidig genug wäre, um auch ihre letzten Spuren zu tilgen.

Eines schönen Tages hatten wir den Einfall, ein großartiges und herrliches Bauwerk zu errichten. Den Plan dazu mussten wir uns von den alten Römern borgen; und noch ehe es vollendet war, knickten die Beine unseres Pantheon ein wie bei einem rachitischen Kind, und es schwankte wie ein sinnlos betrunkenener Invalide, sodass wir ihm Krücken aus Stein geben mussten,⁷⁴ ohne die es vor aller Augen jämmerlich zusammengefallen wäre und den Nationen mehr als hundert Jahre Anlass für spöttisches Gelächter gegeben hätte. Wir wollten einen Obelisk auf einem unserer Plätze aufstellen; wir mussten ihn in Luxor erschleichen, und es brauchte zwei Jahre, ihn hierherzubringen. Das alte Ägypten säumte seine Straßen mit Obelisk wie wir unsere mit Pappeln; es trug ganze Bündel von Obelisk unterm Arm, wie ein Gemüsebauer seine Spargelbündel,

und schnitt einen Monolithen leichter aus den Hängen seiner Granitberge, als wir einen Zahnstocher oder einen Ohrenputzer schnitzen. Vor einigen Jahrhunderten gab es Raffael und Michelangelo; heute gibt es einen Monsieur Paul Delaroche⁷⁵, und das alles im Namen des Fortschritts. Ihr lobt euer Opernhaus, aber in einer römischen Arena würden zehn solche Opernhäuser Sarabande tanzen. Neben einem Gladiator der Antike wirkt Monsieur Martin⁷⁶ mit seinem zahmen Tiger und seinem armseligen, gichtkranken Löwen, der schläfrig ist wie ein Abonnent der «Gazette», äußerst kläglich. Was sind Eure Benefizveranstaltungen, die bis um zwei Uhr in der Frühe dauern, wenn man an die Festspiele denkt, die hundert Tage dauerten, wo sich echte Schiffe in einem echten Meer ernsthaft bekämpften; wo sich Tausende von Menschen gewissenhaft in Stücke hieben; wo – erleiche, o heroischer Franconi⁷⁷! –, nachdem das Meer zurückgegangen war, die Wüste mit ihren Tigern und brüllenden Löwen erschien, schrecklichen Komparsen, die nur einmal auftraten; wo die Hauptrolle von einem kräftigen dakischen oder pannonischen Athleten gespielt wurde, den man am Ende des Stücks gerne noch einmal gesehen hätte, dessen Liebhaberin jedoch eine schöne, lüsterne Löwin aus Numibien

war, die seit drei Tagen nichts zu fressen bekommen hatte! Finden Sie nicht, dass der seiltanzende Elefant Mademoiselle Georges⁷⁸ aussticht? Glauben Sie, Mademoiselle Taglioni tanze besser als Arbuscula und Perrot besser als Bathyll? Ich bin überzeugt, Roscius würde Bocage in den Schatten stellen, so gut dieser auch sein mag. Galeria Coppiola spielte die Rolle der Naiven noch, als sie schon über hundert war. Es sei darauf hingewiesen, dass die älteste unserer jungen Liebhaberinnen knapp über sechzig ist und dass Mademoiselle Mars in dieser Hinsicht auch keinen Fortschritt darstellt. Früher hatten die Menschen drei- oder viertausend Götter, an die sie glaubten, wir aber haben nur noch einen Glauben, der uns kaum mehr wichtig ist; ein merkwürdiger Fortschritt. Ist Jupiter nicht viel stärker als Don Juan und auch ein ganz anderer Verführer? Ich weiß beim besten Willen nicht, was wir erfunden oder auch nur vervollkommen haben sollen.

Neben den progressiven Journalisten, und wie um ihnen als Antithese zu dienen, gibt es die blasierten Journalisten, für gewöhnlich zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt, die niemals aus ihrem Viertel herausgekommen sind und bisher nur mit ihrer Haushälterin geschlafen haben. Alles langweilt sie, alles ermüdet sie, alles ist ihnen lästig;

sie sind übersättigt, blasiert, abgestumpft und unempfindlich. Sie wissen im Voraus, was Sie ihnen sagen werden; sie haben alles gesehen, gefühlt, empfunden, gehört, was man sehen, fühlen, empfinden und hören kann; das menschliche Herz hat keinen dunklen Winkel, den sie nicht mit ihrer Laterne ausgeleuchtet hätten. Sie sagen Ihnen mit bewundernswerter Dreistigkeit: «Das menschliche Herz ist nicht so beschaffen; Frauen sind nicht so; dieser Charakter ist falsch»; oder auch: «Wie? Immer Liebe oder Hass! Immer Männer und Frauen! Kann man uns nicht von etwas anderem erzählen? Männer, das Thema ist doch völlig abgedroschen, und Frauen noch mehr, seit sich Monsieur Balzac ihrer annimmt.»

Wer erlöst uns von Männern und Frauen?

«Glauben Sie etwa, Ihre Geschichte sei neu, Monsieur? Sie ist so neu wie der Pont-Neuf: Es gibt nichts Ausgetreeneres auf der Welt. Ich habe das alles schon einmal gelesen, ich weiß nur nicht mehr wo, bei meiner Amme vielleicht; seit zehn Jahren bekomme ich dieses abgedroschene Zeug zu hören. Im Übrigen sollten Sie wissen, Monsieur, dass es nichts gibt, was ich nicht weiß, dass für mich alles überholt ist und dass ich, auch

wenn ihre Idee so jungfräulich wäre wie die Jungfrau Maria, dennoch behaupten würde, ich hätte gesehen, wie sie sich an den Straßenecken den miesesten Schreiberlingen und schmalbrüstigsten Pedanten verkaufte.»

Diese Journalisten sind verantwortlich für «Jocko», das «Grüne Monster», die «Löwen von Mysore» und tausend andere schöne Erfindungen.⁷⁹ Sie beklagen sich ständig, Bücher lesen und Theateraufführungen ansehen zu müssen. Anlässlich eines boshaften Vaudeville-Stücks reden sie von blühenden Mandelbäumen, duftenden Linden, vom Frühlingswind und vom Geruch frischen Laubs; sie geben sich als Liebhaber der Natur nach Art des jungen Werther, und dabei haben sie nie einen Fuß vor die Tore von Paris gesetzt und könnten nicht einmal einen Kohlkopf von einer Rübe unterscheiden. Wenn es Winter ist, rufen sie Ihnen die Annehmlichkeiten des häuslichen Herds und des knisternden Feuers in Erinnerung, ebenso wie die Feuerböcke, die Pantoffeln, die Träumereien und den Dämmer Schlaf; sie werden es nicht versäumen, den berühmten Vers des Tibull zu zitieren:

«*Quam iuvat immites ventos audire cubantem*»⁸⁰,

damit geben sie sich den hübschesten Anstrich von Desillusioniertheit und Naivität. Sie tun so, als ob sie von Menschen Geschaffenes nicht mehr beeindrucken könne, als ließen sie dramatische Gefühle ebenso kalt und ebenso gleichgültig wie das Messer, mit dem sie ihre Feder zuschneiden, und dennoch schreien sie wie J.-J. Rousseau: «Sieh da, das Immergrün!»⁸¹ Sie bekunden eine heftige Abneigung gegen die Obristen, die Onkel aus Amerika, die Cousins, die Cousinen, die reizbaren alten Haudegen und die romantischen Witwen, die im «Gymnase»⁸² auftreten, und versuchen, uns von diesen seichten Komödien zu kurieren, indem sie jeden Tag in ihren Kolumnen beweisen, dass nicht alle Franzosen die Klugheit mit der Muttermilch eingesogen haben. Eigentlich finden wir das gar nicht so schlecht, ganz im Gegenteil, wir geben mit Vergnügen zu, dass die Ausrottung des Vaudeville und der *opéra-comique* (eine urfranzösische Gattung) eine der größten Wohltaten des Himmels wäre. Aber ich wüsste gerne, welche Art von Literatur diese Herren an deren Stelle etabliert sehen möchten. Viel schlimmer könnte sie freilich auch nicht sein.

Andere predigen gegen den schlechten Geschmack und übersetzen den Tragiker Seneca. Kürzlich hat sich, und damit beenden wir die

Parade, ein neues Kritikerbataillon bisher unbekannter Art formiert.

Ihr Beurteilungsschema ist das bequemste, dehnbare, geschmeidigste, unwiderlegbarste, unübertrefflichste und großartigste, das jemals ein Kritiker erfunden hat. Zoilos⁸³ hätte es gewiss mit ihnen aufnehmen können.

Wollte man bis dahin ein Buch herabwürdigen oder es in den Augen des ehrwürdigen und naiven Abonnenten in Verruf bringen, zitierte man gefälschte oder aus dem Zusammenhang gerissene Stellen; man kürzte die Sätze und verstümmelte die Verse so, dass selbst der Autor sich völlig lächerlich vorkommen musste; man unterstellte ihm Plagiate, man brachte Passagen seines Buchs mit Passagen alter oder moderner Autoren in Verbindung, die nicht das Geringste damit zu tun hatten; man beschuldigte ihn, in einem plump zusammengebrauten, fehlerhaften Stil zu schreiben, seine Sprache nicht zu beherrschen und das Französische Racines und Voltaires zu entstellen; man versicherte allen Ernstes, sein Werk rege zur Menschenfresserei an und die Leser würden binnen einer Woche unweigerlich kannibalisch oder wasserscheu; aber alles das war irgendwann unergiebig, überholt, verstaubt und veraltet. Der in den Feuilletons und Miszellen erhobene Vor-

